

besondere in ihrer „gewährenden und herausfordernden Feinfühligkeit“ (712f.) sowie in ihrer zunehmend sozial-integrativen Rolle (Rollett und Werneck, 325). Nach von Klitzing sind „triadische Fähigkeiten“ der Eltern (792), also die Antizipation und Konzeptualisierung von Beziehungen, sogar schon vor der Geburt ihrer Kinder entwickelt.

Die Vertreter der ursprünglich stark auf die Mutter-Kind-Dyade fokussierten *Bindungstheorie* plädieren im Buch für einen stärkeren Einbezug triadischer und kontextueller Aspekte. Parallel dazu gewinnt auch die systemische Zugangsweise der Familientherapie an Bedeutung, ferner die an der Erfassung komplexerer Beziehungsmuster interessierte Familiensoziologie. In mehreren Beiträgen, z. B. von Herlth, King oder Schon, wird auf den wichtigen Einfluss der Partnerbeziehung für die Eltern-Kind-Beziehungen verwiesen. Noch grundsätzlicher postuliert Hildenbrand unter Bezug auf Mead und Plessner, eine für das menschliche Dasein konstitutive „trianguläre Strukturierung“ (759), die in unterschiedlichen sozialen settings jeweils unterschiedlich verwirklicht werde. Einen gewissen Kontrapunkt zur systemischen Sichtweise stellt der selbstpsychologische Ansatz von Goffmann dar, in dem die Anderen nur als Teil des Selbsterlebens konzeptualisiert werden. Hier ließen sich durchaus Parallelen zur Systemtheorie Luhmanns ziehen, was Goffmann aber unterlässt.

Dass sich die Einbindung der Väterproblematik in einen weiteren Kontext lohnt, zeigt sich am Beitrag von Bernat, der sich der Komplexität des Beziehungs- und Bedeutungsgeflechts des anonymen Vaters in der Fortpflanzungsmedizin aus unterschiedlichen Perspektiven (Samenspenden, Wunscheltern, Kind, Arzt) nähert. Überraschend ist hier die Schilderung des sozial steuernden Einflusses des Arztes über die gezielte Auswahl des Samenspenders. Auf eine andere Weise regulativ sind gesetzliche Rahmenbedingungen. Hier dürften Sing und Strütz bei vielen Lesern Erstaunen hervorrufen, wenn sie auf die bis 1998 bestehende Ungleichbehandlung von verheirateten und unverheirateten Vätern im Sorge- und Umgangsrecht verweisen.

Mit Blick auf die unterschiedlich theoretisch begründeten und empirisch umgesetzten Befunde ist es ermutigend, dass in den Beiträgen durchaus ähnliche Ergebnisse berichtet werden. Damit diese aber zu einem festen Ausgangspunkt für weitere Forschung werden können, wären m. E. noch die folgenden Aspekte zu beachten:

*Erstens* ist ein weitgehendes Fehlen einer eigenständigen, *positiven Definition* von Vater oder Vaterschaft erforderlich – gerade weil viele Autoren die bisherige negative Beschreibung von Vaterschaft als „weibliche Elternrolle“, als „defizitär“, „komplementär“ oder „deviant“ kritisieren. Als erste Bemühungen in diese Richtung sind die Verweise auf geschlechtsunabhängige väterliche bzw. mütterliche Umgangsmodi (Schon) oder die eher geschlechtsneutralen Formulierungen im Recht (W. Walter, 102f.) zu werten.

*Zweitens* ist selbstverständlich der Einbezug aktueller, aber durchaus auch älterer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu beachten. Wer z. B. Simmels Ausführungen über „die quantitative Bestimmtheit der Gruppe“ kennt, für den sind manche Einsichten hinsichtlich der Relevanz von Triaden durchaus nicht neu. Abträglich ist dem Buch jedoch seine offenbar recht lange Entstehungsgeschichte, die der Herausgeber eingangs andeutet (9), auf die aber auch die Anmerkung zum Erstellungsdatum des Manuskripts (1997!) von Bernat (282) hinweist. Für den Beitrag von Moch ist das besonders verhängnisvoll, weil die seit 1998 laufenden Arbeiten über „Generationenambivalenz“ gar nicht zur Kenntnis genommen wurden (oder genommen werden konnten?).

*Drittens* findet der Leser leider kein Sach- und Personenregister und so gut wie keine inhaltlichen Querverweise in den Beiträgen – wichtige Arbeitshilfen bei der interdisziplinären Aufarbeitung der Forschung.

Der theoretischen Bandbreite der Beiträge entspricht eine Fülle von *empirischen Zugangsweisen*. Die Ergebnisse basieren auf sehr verschiedenen qualitativen und quantitativen Verfahren und Auswertungsstrategien und sind grundsätzlich eine Bereicherung des Bandes. Als fruchtbar erweisen sich insbesondere längsschnittlich angelegte Ansätze (z. B. Rollett u. Werneck), aber es sind auch Mängel zu beklagen, so z. B. der Verzicht auf eine Kontrollgruppe in der Untersuchung von Matzner. Etwas Mühe bereiten mir die an der Psychoanalyse orientierten Texte, insbesondere wenn diese das Unbewusste thematisieren. So stellt sich z. B. in dem Beitrag von Schlottnner die Frage, warum das im Rahmen des sog. „Sceno-Test“ (246ff.) vom Probanden aufgestellte Ensemble von Figuren (analog einer Familienaufstellung) besonders gut Aufschluss über Unbewusstes geben könnte. Meines Erachtens wird hier vorschnell „Nicht-Sprachlichkeit“ mit „Unbewusstheit“ gleichgesetzt.

Bei der Erforschung von Vätern und Vaterschaft stoßen einige Autoren auf ein allgemeineres und deswegen weit ernsteres Problem: Die Auswahl einer Methodologie steht in Zusammenhang mit Alltagsvorstellungen über Väter und Familie, kulturellen Stereotypen, aber auch theoretischen Positionen. Ein gutes Beispiel ist die Bindungstheorie, deren „Fremdsituation-Test“ (z. B. 689) für die Mutter-Kind-Interaktion konzipiert ist. Die schlichte Übertragung des Tests auf Väter wird ihrer spezifischen Rolle kaum gerecht (709). Darüber hinaus schrecken viele Forscher vor der komplexen Erfassung und Auswertung triadischer Daten zurück. Solche Defizite wirken sich aber gravierend aus, z. B. wenn wissenschaftliche Aussagen über das Bindungsphänomen empirisch nur durch dyadische Daten abgesichert sind, wie von Klitzing treffend feststellt (792f.).

Insgesamt ist Walter die sorgfältige (was leider nicht mehr selbstverständlich ist) und wissenschaftlich anregende Präsentation eines großen Spektrums an Theorien, Methoden und Forschungsergebnissen gelungen, mit einem Akzent auf psychologischen und psychoanalytischen Ansätzen. Hilfreich wäre allerdings – nicht nur für Neulinge in diesem Terrain – ein zusammenfassender Ausblick auf die wichtigsten offenen Forschungsfragen gewesen. Als möglicher Ausgangspunkt für die Beschreibung und Analyse von Vaterschaft böte sich der *Ambivalenzbegriff* an, der im Band über 30 Mal explizit und vielfach implizit vorkommt und der darüber hinaus wegen seiner langen Tradition in der Psychiatrie (Bleuler, Freud), Soziologie (Merton) und Psychologie (Smelser) gut anchlussfähig wäre.

## KULTUR

JÜRGEN GERHARDS, Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, 202 S., br. EUR 18,90

Günter Burkart

Kürzlich entschied ein deutsches Oberlandesgericht, dass Eltern ihrer Tochter den Vornamen Emelie-Extra geben dürften. Schon 1998 hatte das selbe Gericht den Namen „Prestige“ für einen Jungen zugelassen. Das Erziehungsrecht, so

das Gericht, enthalte auch das elterliche Recht der „Namenserfindung“. Eine Grenze sei nur dort zu ziehen, wo dies zu einer Herabwürdigung des Kindes führen könnte. Zunächst hatten Standesbeamte und gerichtliche Vorinstanzen argumentiert, bei „Extra“ als Vorname bestehe für das Kind die Gefahr, lächerlich gemacht zu werden. Hiervon, so nun das OLG, könne in der Kombination von „Extra“ mit „Emelie“ nicht ausgegangen werden.

Jürgen Gerhards befasst sich seit einiger Zeit mit der soziologischen Seite der Vornamensgebung und hat nun die Ergebnisse seiner Studien noch einmal in einem kleinen Buch zusammengefasst, das er auch als „Einführung in die Kultursoziologie“ (12) verstanden wissen will. Das ist etwas hoch gegriffen; aber man kann es immerhin als ein Anwendungsbeispiel für eine spezielle Art von Kultursoziologie verstehen – eine, die sich nicht vor der quantitativen Analyse mit einfachen Indikatoren – hier: die Veränderungen in der Häufigkeit von bestimmten Typen von Vornamen – als Messinstrument kulturellen Wandels scheut.

Gerhards weist zunächst neuere Strömungen der Kulturtheorie (Stichwort: *cultural turn*) zurück, macht sich bei seiner Kritik allerdings keine allzu große Mühe, sagt häufig nur: „[...] hat mich nicht überzeugt“. Das überzeugt natürlich auch keinen Kontrahenten aus dem Lager der New Cultural Sociology oder anderer, vielleicht „postmoderner“ Kultursoziologien. Gerhards beruft sich auf Durkheim und stellt mit einer einfachen Skizze eine Parallele zu dessen Suizid-Studie her (26ff.). Da wie dort gehe es um die Kulturbedeutung und die „soziale Prägung“ des scheinbar Privaten und Individuellen. Während dort das Ende des Lebens zur Disposition stehe, gehe es hier um dessen Anfang, um die „soziale Geburt“ durch einen identitätsstiftenden Vornamen.

Als Datenquelle für die Analyse von durchaus ja nahe liegenden Bezügen zwischen sozialen, politischen und kulturellen Hintergründen und dem Wandel der Namensgebung im Verlauf des 20. Jahrhunderts dienten die Geburtsregister zweier deutscher Kleinstädte: Grimma in Sachsen und Gerolstein in der Eifel, die eine protestantisch, die andere katholisch geprägt. Gerhards geht der Reihe nach einzelne Theoreme der Modernisierung durch und untersucht jeweils, ob sich diese Theoreme auch mittels der Vornamenanalyse belegen lassen. Zuerst geht es um Entwicklungen wie die Lockerung von Religions-, Nationalitäts- und Familienbindung, die einen Rückgang bestimmter Namen erwarten lassen; dann um eine Reihe von Tendenzen wie Individualisierung, Androgynisierung, Multikulturalismus, die das Aufkommen neuer Vornamen und eine größere Namensvielfalt erwarten lassen. Die Ergebnisse entsprechen weitgehend den Erwartungen: Dass etwa Kinder immer seltener nach Heiligen benannt werden, überrascht natürlich nicht, aber hier können wir immerhin den Trend für eine lange Zeitreihe von 100 Jahren genauer beobachten. Ähnliches gilt für den Rückgang des Anteils deutsch-nationaler Vornamen wie Friedrich-Wilhelm oder Franz-Josef, der als Indikator für politisch-kulturelle Modernisierung dient. Auch der Bedeutungsverlust der Familientradition bei der Namensgebung war zu erwarten: Dass Söhne nach ihren Großvätern benannt werden, ist aus der Mode gekommen. Komplementär zu diesem Trend des Verschwindens alter ist das Auftauchen neuer Vornamen zu beobachten.

Gerhards will nicht die Veränderungen im Vorkommen bestimmter Namen oder Namenstypen „erklären“, dazu müsste er methodisch anders vorgehen. Sein Anspruch ist bescheidener: Bestimmte Theoreme sollen auf ihre Plausibilität überprüft werden. Wenn sich zum Beispiel bestätigte, dass bestimmte christliche Namen an Bedeutung verlieren, dann wäre gezeigt, dass „Säkularisierung“ weiter in die Kultur hineinreicht, als wenn man sie nur mit Indikatoren

der Entkirchlichung oder des Glaubens an Gott messen würde. Allerdings ist gerade das Theorem Säkularisierung sehr diffus und komplex, und die Frage, was „christliche“ und was „nichtchristliche“ Vornamen sind, ist nicht einfach zu klären (leider finden sich keine klaren Hinweise zur entsprechenden Operationalisierung). Und noch problematischer wird die Annahme, den Rückgang christlicher Vornamen als direkten Indikator für Säkularisierung zu betrachten, wenn gleichzeitig das interessante Ergebnis, dass seit 1980 der Anteil christlicher Vornamen wieder zunimmt, nicht als Verlangsamung oder gar Umkehr des Säkularisierungsprozesses interpretiert wird. Gerhards tendiert hier zu der ausweichenden Interpretation, das sei eine „Mode“. Seine Zusatzannahme ist nämlich, dass die Namen vergebenden Eltern sich nun nicht mehr über den christlichen Ursprung dieser Namen klar seien – es fehlen aber Belege dafür, dass die Eltern früher über den christlichen Ursprung Bescheid wussten bzw. ihre Namensentscheidung in Kenntnis dieses christlichen Ursprungs vorgenommen wurde und dass dies heute nicht mehr der Fall sei.

Neben dem Nachweis, dass die Vornamen ein guter Indikator sind, will Gerhards an einigen Stellen die kulturelle Modernisierung selbst noch „erklären“, also zum Beispiel: Was sind die sozio-ökonomischen Hintergründe der Säkularisierung? Das Buch ist in solchen Passagen eher eine knappe, lehrbuchartig-skizzenhafte Darstellung von gängigen Diskussionen über Theorien der Modernisierung und entsprechender Erklärungsmuster – etwa: Preußentum und Protestantismus forcieren zusammen eine bestimmte Form der Säkularisierung, und das wiederum führt dann in Grimma zu einem anderen Muster der Vornamengebung als im katholisch-rheinländischen Gerolstein.

Ob es um Vornamen-Entwicklung als Indikator kultureller Modernisierung geht (und dabei auch um die Frage, ob Vornamen dafür ein guter Indikator sind) oder doch um „Erklärung“ der Vornamen-Entwicklung durch kulturelle Modernisierung, ist zumindest in der Darstellung nicht immer klar. Das zeigt sich auch beim Thema Bedeutungsverlust der Verwandtschaft. Gerhards macht insbesondere zwei Entwicklungen für einen Enttraditionalisierungsprozess (abnehmender Anteil der von Eltern auf Kinder übertragenen Vornamen) verantwortlich: den sinkenden Anteil von in der Landwirtschaft Tätigen und den steigenden Anteil von Personen, deren Altersversorgung über die staatliche Sozialversicherung organisiert wird. Beides habe bewirkt, dass die familiäre Traditionsvermittlung unwichtiger werde und deshalb würden seltener die eigenen Vornamen der Eltern an die Kinder weitergegeben (94ff.). Es ist unstrittig, dass die Einführung der Sozialversicherung zum Rückgang des ökonomischen Nutzens von Kindern beigetragen hat. Aber die Frage, ob sich dies symbolisch in der Namensgebung niedergeschlagen hat, ist nur eine ad-hoc-Vermutung, die Gerhards nicht kultursoziologisch vertieft, und deshalb bleibt als „Erklärung“ nur die nicht einmal alltagspsychologisch besonders plausible Vermutung: Früher hätten Eltern gedacht: Damit mich meine Kinder im Alter auch versorgen, gebe ich ihnen meinen Namen! Und später: Jetzt, wo die Kinder mich im Alter nicht mehr versorgen müssen, brauchen sie auch nicht mehr einen Namen aus unserer Familie! Das ist „kultursoziologisch“ ein wenig dünn!

Interessant ist das zweifache Ergebnis bei der Überprüfung der Individualisierungsthese. Erstens ist eine Individualisierung der Vornamen – im Sinne einer steigenden Anzahl von verwendeten Vornamen – festzustellen, aber dieser Trend ist bereits um 1950 abgeschlossen – also zu einem Zeitpunkt, als der „neue Individualisierungsschub“ ja erst beginnen soll. Und darüber hinaus, dass die Entschichtungsthese widerlegt wird: Seit einigen Jahrzehnten steigt nämlich die schichtspezifische Typik bestimmter Vornamen; wurden früher viele Vorna-

men von allen Schichten benutzt, so gibt es heute stärkere Tendenzen, dass bestimmte Vornamen nur von einer Schicht genutzt werden – die Klassen-Distinktion durch Vornamen hat zugenommen. Ist damit die Individualisierungsthese „widerlegt“? Deren Verfechter wird dieses Ergebnis wohl kaum irritieren. Hier wird die Problematik deutlich, einem solchen Indikator eine solche Last der Prüfung einer diffus-komplexen Theorie aufzubürden – zumal Gerhards nach Bedarf einfach verschiedene Definitionen von „Individualisierung“ verwendet: Auf S. 126 beschreibt er die Gesamtheit der bis dahin dargestellten Enttraditionalisierungsprozesse als „Individualisierung“, ein Prozess, der vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg stattgefunden habe – um in einer Fußnote anzumerken: „Das gilt nicht, wie gezeigt, für den Prozess der Individualisierung“ (126). Wie denn jetzt?

Deutlich ist dagegen das Ergebnis bezüglich der Transnationalisierung von Vornamen, genauer: der (nichtdeutschen) Verwestlichung von Vornamen. Vor allem der Anteil romanischer und anglo-amerikanischer wie René, Denis oder Peggy und Kevin ist seit den fünfziger Jahren deutlich gestiegen. Die angebotene Erklärung (Amerikanisierung der Pop- und Filmkultur und des Fernsehens) passt jedoch vor allem für die anglo-amerikanischen Namen. Interessant ist, dass es auch in der DDR (Grimma) eine Verwestlichung der Vornamen im selben Zeitraum gab.

Zum Schluss befasst sich Gerhards mit der Eigendynamik von Namensmoden. Was ist „Mode“ überhaupt? – Das klingt hier wie eine Residualkategorie (Namensentwicklungen, die man mit den anderen Dimensionen kultureller Modernisierung nicht erfassen kann) und bleibt deshalb soziologisch unterbelichtet. Definiert wird „Mode“ wie „Individualisierung“: Wenn bestimmte soziale Strukturierungen wegfallen, ist der Weg frei für Moden (142). Es wird aber nicht gezeigt, warum bestimmte Namen „Mode“ geworden sind, es gibt nur Hinweise dafür, dass sich Namen, die phonetisch ähnlich klingen, durchsetzen, wenn erstmal bestimmte Namen in Mode sind (wenn Markus zu den Top-Namen gehört, steigt die Chance für Marco).

Gerhards' Arbeit wirft methodologische Fragen praxisnah auf, das ist verdienstvoll. Wenn doch eine „Erklärung“ des Wandels der Namensvergabe gewollt wäre, wie der Text immer wieder mal suggeriert (vom „Einfluß“ von Säkularisierung auf die Namensvergabe ist häufig die Rede), dann wären zwei methodische Alternativen zu diskutieren: zum einen multivariate Analysen, zum anderen „qualitative“ Fallstudien. Für multivariate Analysen spricht: Auch dann, wenn man Vornamen „nur“ als Indikator für kulturelle Modernisierung nimmt, wären doch spezifischere Annahmen aufschlussreicher für Einsichten in kulturelle Modernisierung als nur vage Formeln wie „Säkularisierung“ oder „Enttraditionalisierung“ (über die man durch die Vornamenanalyse nicht mehr erfährt als man schon weiß). Interessant am Ergebnis bleiben am Schluss immerhin noch Entwicklungsverläufe über einen für soziologische Studien ungewöhnlich langen Zeitraum.

Wenn wir wissen wollten, warum bestimmte Vornamen häufiger verwendet werden, etwa „Boris“ oder „Sara“ – ohne diese gleich als „nichtdeutsch“ oder „nichtchristlich“ zu rubrizieren (fragwürdige „Subsumptionslogik“!), dann wäre es interessanter, qualitative Fallstudien durchzuführen – semantische Analysen, Diskursanalysen, Motivanalysen zu einzelnen Namen. Mit ihrer Hilfe könnten komplexere und zugleich spezifischere Kulturbezüge, die diese Namen repräsentieren, aufgedeckt werden. Komplexe Bedeutungszusammenhänge könnten rekonstruiert werden, in die verschiedene Aspekte von Säkularisierung, Resakralisierung, Medialisierung usw. einfließen (zum Beispiel charismatischer

Klang von Vornamen usw.). Erst dann wäre die Rede von „Kultursoziologie“ in einem anspruchsvollen Sinn gerechtfertigt.

Mir scheint das Buch vor allem für Lehrveranstaltungszwecke gut geeignet, um zu zeigen, wie man einerseits mit vergleichsweise einfachen Mitteln effektvolle Ergebnisse erzielen kann, was andererseits auch die Grenzen solcher einfachen Analysen sind, und wie man sie verfeinern könnte. Das Thema ist interessant, amüsant, unterhaltsam, aber der Theorie-Gewinn bleibt dürftig. Das Verhältnis Mikro-Makro-Analyse, in der Einleitung betont, wird kaum genutzt, obwohl hier doch spannend wäre zu erfahren, wie die Namensentscheidung von Eltern mit der kulturellen Semantik der Vornamen zusammenhängt. Die Analyse bleibt im Wesentlichen auf der Makro-Ebene, trotz des Bekenntnisses zum Methodologischen Individualismus.

Immerhin: Dass auch die Vornamen-Vergabe sozio-kulturellen Regeln folgt, wird deutlich. Für uns als Soziologen mag das zwar trivial sein, aber als kleines Lehrstück für Nicht-Soziologen liefert es immerhin ein gutes Beispiel für die Illusion des Individualismus, die ja besonders unter Studierenden aus Pädagogik, Ökonomie oder auch den Kultur- und Geisteswissenschaften verbreitet ist. Leider bleibt aber auch Gerhards insgesamt am Schluss bei der vagen Diagnose „Individualisierung“ bzw. „Mode“ stehen, die diese Illusion wieder nährt: Früher war die Vergabe von Vornamen einmal klar sozial strukturiert – heute dominieren schnell wechselnde Moden, deren dynamisches Prinzip soziologisch nicht mehr erklärbar ist (nur noch phonetologisch).

Zurück zum Ausgangsbeispiel. Die Tendenz der Erfindung von seltenen Namen („Individualisierung“) auf Seiten der Eltern gerät zunehmend unter Reflexionsdruck: Hoch individualisierte Kinder müssten es ja zunehmend unerträglich finden, dass ihre präventösen Eltern seltsame Vornamen für sie erfinden, deren Folgen sie ein Leben lang ertragen müssen. Paradoxie der Individualisierung: Eltern greifen immer häufiger zu individualistischen Vornamen, die individualisierten Kinder empfinden das zunehmend als Fremdbestimmung. Von Individualisierung der Vornamen im strengen Sinn könnten wir daher erst sprechen, wenn es Kindern erlaubt würde, sich ihren Namen selbst zu geben – und gleichzeitig die kulturelle Regel gelten würde, dass der eigene Vorname möglichst einmalig sein soll.

GESA LINDEMANN, Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin. München: Wilhelm Fink Verlag 2002, 469 S., gb. EUR 51.–

Joachim Fischer

Der materielle Kern dieser Studie versetzt den Leser inmitten von neurologischen und neurochirurgischen Intensivstationen, wo er entlang von Lindemanns Beobachtungen und Befragungen den Ärzten und Ärztinnen in ihrer alltäglichen Praxis der Diagnose und Therapie von außeralltäglichen Patientinnen und Patienten – den Intensivpatientinnen – bis hin zur Hirntotfeststellung nachgehen und nachsetzen kann. Um diesen empirischen satten Bildkern hat die Forscherin einen Rahmen gebaut, der die philosophische Anthropologie Helmuth Plessners, die wie keine andere das Verhältnis von Person und lebendigem Körper fokussiert, und die Soziologie der „doppelten Kontingenz“ (Luhmann) ins Verhältnis setzt. Von diesem Rahmen aus kann Lindemann methodisch ausfragen und beobachten, aber auch ihre medizinsoziologische Untersuchung mit dem Anspruch einer Revision der Grundlagen der Soziologie aufladen: Die re-